

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Eine Stadt in Russland wird von »Bösen Geistern« heimgesucht, die ein Labyrinth aus Angst, Qual und Obsession errichten. In der Mitte der taumelnden Welt steht Stawrogin, von dem sich alle Orientierung erhoffen – er ist ein genialischer Mensch, der sich über alle gesellschaftlichen und sexuellen Konventionen hinwegsetzt, um doch mit jeder Ausschweifung die gleiche Schalheit zu erfahren. In Stawrogins Nähe wird eine revolutionäre Zelle gegründet, deren Mitglieder durch einen gemeinsam begangenen Mord zusammengeschweißt werden sollen. In den Sog der Ereignisse gerät ironischerweise der Vater eines der Anführer. Seine Generation war die der geistigen Ziehväter der Revolutionäre, aber nun verteidigt er die Schönheit der Kunst gegen das Brot der Notwendigkeit. Doch der Einfluss der obskuren Gruppe ist nicht zu brechen, die Stadt verfällt ihr wie in einem Taumel, der schließlich in einem Mord gipfelt.

Wie kein zweites Buch Dostojewskijs ist »Böse Geister« (früher unter dem ungenauen Titel »Dämonen«) ein Roman der Stimmen: Eine ganze Stadt spricht und entfaltet ihre Tragödie in Monologen und Dialogen, die wie Kraftfelder die Handlung vorantreiben.

Für *Swetlana Geier* bedeutete Leben Übersetzen. Nach dreißig Jahren krönte sie ihr Werk mit der Übertragung der fünf großen Romane Dostojewskijs, die aus der Weltliteratur nicht wegzudenken sind. Sie entdeckte in ihnen einen Chor aus Stimmen, den ihre Übersetzungen dem deutschen Leser zum ersten Mal hörbar machte. Unzählige Male wurden sie auch auf deutschen Bühnen aufgeführt. Über ihr Leben drehte Vadim Jendreyko den preisgekrönten Film »Die Frau mit den fünf Elefanten«. – 1923 in Kiew geboren, starb sie 2010 in Freiburg.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Fjodor Dostojewskij

BÖSE GEISTER

Roman

*Aus dem Russischen von
Swetlana Geier*

FISCHER Klassik

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, April 2021

Swetlana Geiers Neuübersetzung von »Böse Geister«
erschien erstmals 1998 im Ammann Verlag & Co., Zürich.

Für diese Ausgabe:
© 2010 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main

Digitale Satzrekonstruktion: pagina GmbH, Tübingen

Umschlaggestaltung: kreuzerdesign | München Rosemarie Kreuzer
Umschlagabbildung: Félix Vallotton, »Landschaft«, 1902 / akg-images, Berlin
Satz: pagina GmbH, Tübingen
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-90731-1

ERSTER TEIL

ERSTES KAPITEL

*Statt einer Einleitung:
Einige Einzelheiten aus der Biographie
des vielverehrten Stepan Trofimowitsch Werchowenskij*

I

INDEM ich mich zu der Schilderung der so denkwürdigen Ereignisse anschicke, die sich kürzlich in unserer bisher durch nichts ausgezeichneten Stadt zugetragen haben, sehe ich mich in meiner Unerfahrenheit genötigt, ein wenig auszuholen und mit etlichen Einzelheiten aus der Biographie des talentvollen und vielverehrten Stepan Trofimowitsch Werchowenskij zu beginnen. Mögen diese Einzelheiten lediglich als Einleitung zu der vorliegenden Chronik dienen, die eigentliche Begebenheit nämlich, die ich zu schildern beabsichtige, steht noch bevor.

Ich sage es ohne Umschweife: Stepan Trofimowitsch hat bei uns stets eine ganz besondere, sozusagen öffentliche Rolle gespielt und diese Rolle nahezu leidenschaftlich geliebt – sogar so, daß er, wie mir scheint, ohne sie gar nicht hätte leben können. Nicht, daß ich ihn einem Schauspieler auf dem Theater gleichstellen möchte: Gott bewahre, um so weniger, da ich persönlich große Achtung für ihn hege. Dies alles mochte bei ihm eine Sache der Gewohnheit sein oder, besser gesagt, einer seit frühester Jugend bestehenden edlen Neigung zu angenehmen Träumen von einer schönen öffentlichen Pose. So liebte er zum Beispiel seine Lage eines »Verfolgten« und sozusagen »Verbannten«. Diese beiden Wörter umgibt eine Art klassischer Glorienschein, der ihn einmal für immer verführt hatte,

der ihn allmählich in der Einschätzung seiner selbst erhöhte, viele Jahre hindurch, und ihn schließlich auf ein gewisses, ziemlich erhabenes und der Eigenliebe schmeichelndes Piedestal stellte. In einem satirischen englischen Roman aus dem vorigen Jahrhundert kehrte ein gewisser Gulliver aus dem Land der Liliputaner zurück, dessen Einwohner nur etwa zwei Werschok groß waren, und hatte sich so sehr daran gewöhnt, sich als Riese zu fühlen, daß er auch in den Straßen Londons unwillkürlich Fußgängern und Kutschen zurief, sie möchten ihm aus dem Wege gehen und sich in acht nehmen, damit er sie nicht unversehens zerquetsche, denn er hielt sich immer noch für einen Riesen und sie für winzig klein. Dafür wurde er ausgelacht, beschimpft, und grobe Kutscher schlugen sogar mit ihrer Peitsche nach dem Riesen; war das aber gerechtfertigt? Was tut nicht alles die Gewohnheit? Es war die Gewohnheit, die Stepan Trofimowitsch dazu gebracht hatte, sich fast ebenso zu benehmen, aber in einer noch unschuldigeren und argloseren Weise, weil er ein ganz wunderbarer Mensch war.

Ich glaube sogar, daß er zu guter Letzt und von allen vergessen worden ist; aber man kann nun keineswegs behaupten, daß er auch früher gänzlich unbekannt gewesen wäre. Unbestreitbar gehörte auch er eine Zeitlang zu der berühmten Plejade der gefeierten Männer unserer letzten Generation, und eine Zeitlang – freilich nur eine einzige aller kürzeste Minute lang – wurde sein Name von manchen voreiligen Zeitgenossen fast in einem Atemzug mit dem Tschaadajews, Belinskijs, Granowskijs und des damals gerade im Ausland aufsteigenden Herzen genannt. Aber das Wirken Stepan Trofimowitschs fand beinahe schon in demselben Augenblick ein Ende, in dem es begann – sozusagen in einem »Wirbelsturm zusammentreffender Umstände«.

Und was stellte sich heraus? Im nachhinein waren kein »Wirbelsturm«, sogar nicht einmal irgendwelche »Umstände« zu entdecken, wenigstens nicht in seinem Fall. Erst jetzt, in den

letzten Tagen, habe ich zu meinem größten Erstaunen, jedoch absolut glaubwürdig erfahren, daß Stepan Trofimowitsch hier, in unserer Mitte, in unserm Gouvernement, nicht nur, wie allgemein angenommen, nicht in Verbannung, sondern sogar zu keinem Zeitpunkt unter polizeilicher Aufsicht gestanden hatte. Welche Macht der Einbildung! Er glaubte aufrichtig sein Leben lang, daß er in bestimmten Kreisen beständig für gefährlich gehalten, daß jeder seiner Schritte unablässig beobachtet und registriert werde und daß jeder der drei Gouverneure, die im Laufe der letzten zwei Dezennien bei uns einander ablösten, schon vor seiner Ankunft in unserem Gouvernement sich besorgt Gedanken über ihn gemacht hätte, auf höhere, bei der Amtsübergabe erteilte Weisung. Hätte damals jemand mit unumstößlichen Beweisen den trefflichen Stepan Trofimowitsch davon überzeugen wollen, daß er nicht das mindeste zu befürchten habe, so wäre er unbedingt gekränkt gewesen. Dabei war er wirklich ein außerordentlich kluger und begabter Mann, sogar ein Mann der Wissenschaft sozusagen, obwohl er übrigens in der Wissenschaft ... Nun, in der Wissenschaft hatte er, kurz gesagt, nicht besonders viel oder, wie es scheint, gar nichts geleistet. Aber bei uns in Rußland ist das bei den Männern der Wissenschaft oft der Fall.

Er war aus dem Ausland zurückgekehrt und hatte als Lektor auf einem Universitätskatheder Ende der vierziger Jahre geglänzt. Es gelang ihm noch, einige Vorlesungen zu halten, ich glaube, über die Araber; es gelang ihm auch noch, eine brillante Dissertation zu verteidigen über die in der Zeit zwischen 1413 und 1428 sich gerade entwickelnde politische und hanseatische Bedeutung des deutschen Städtchens Hanau und zugleich über die speziellen und unklaren Gründe, weshalb diese Bedeutung ausblieb. Diese Dissertation versetzte den damaligen Slawophilen einige geschickte und schmerzhaftes Seitenhiebe und verschaffte dem Verfasser in ihrem Lager zahlreiche grimmige Feinde. Dann – übrigens schon nach dem Verlust des Katheders – gelang es ihm, in einer progressiven

Monatszeitschrift, die Dickens-Übersetzungen brachte und George Sand propagierte, den Anfang einer tiefeschürfenden Studie zu veröffentlichen (sozusagen aus Rache und um zu zeigen, wen man verloren hatte), ich glaube, über die Ursachen des außerordentlichen Edelmutes und der Sittlichkeit irgendwelcher Ritter in irgendeiner Epoche oder etwas Ähnliches dieser Art. Jedenfalls wurde darin eine erhabene und ungewöhnlich edle Idee entwickelt. Später hieß es, die Fortsetzung dieser Studie wäre umgehend verboten und die progressive Zeitschrift sogar wegen der Veröffentlichung des ersten Teils zur Verantwortung gezogen worden. Das wäre durchaus möglich gewesen, denn was war damals nicht möglich? Aber in diesem Falle ist wahrscheinlich gar nichts geschehen, und der Verfasser selbst war zu bequem gewesen, seine Studie zu Ende zu führen. Und seine Vorlesung über die Araber hätte er nicht deshalb abgebrochen, weil irgend jemand (offenbar einer seiner reaktionären Gegner) irgendwann einen Brief von ihm an irgend jemand mit der Schilderung irgendwelcher »Umstände« abgefangen hätte, was dazu geführt haben soll, daß irgend jemand irgendwelche Richtigstellungen von ihm verlangte. Ich weiß nicht, ob es zutrifft, aber es wurde behauptet, daß zur selben Zeit in Petersburg eine riesige widernatürliche und staatsfeindliche Gesellschaft, aus etwa dreizehn Mitgliedern bestehend, aufgedeckt wurde, die das Gebäude beinahe zum Einsturz gebracht hätte. Man erzählt, sie hätten sogar beabsichtigt, Fourier zu übersetzen. Ausgerechnet zu dieser Zeit wurde in Moskau ein Poem von Stepan Trofimowitsch aufgegriffen, das er schon sechs Jahre zuvor in Berlin, in seiner frühen Jugend, verfaßt hatte und das nun als Abschrift zwischen zwei Liebhabern der Dichtkunst und einem Studenten kursierte. Dieses Poem liegt heute auch in meinem Schreibtisch; ich bekam es vor höchstens einem Jahr in einer eigenhändigen Abschrift neuesten Datums von Stepan Trofimowitsch überreicht, mit Widmung und in prachtvollem rotem Saffian-Einband. Es ist übrigens nicht unpoetisch und nicht

unbegabt; es ist absonderlich, aber damals (das heißt in den dreißiger Jahren) wurde recht häufig in dieser Art gedichtet. Ich sehe mich kaum imstande, den Inhalt wiederzugeben, denn, um die Wahrheit zu sagen, ich verstehe es überhaupt nicht. Es ist eine Allegorie in lyrisch-dramatischer Form, die an den zweiten Teil des »Faust« erinnert. Die Handlung wird von einem Chor von Frauen eröffnet, ihm folgt ein Chor von Männern, darauf ein Chor irgendwelcher Kräfte und zum Schluß ein Chor von Seelen, die noch nicht gelebt haben, aber gar zu gern leben möchten. Alle diese Chöre singen etwas Unbestimmtes, meistens von einem Fluch, aber mit einer Nuance höheren Humors. Doch plötzlich verwandelt sich die Szene, es beginnt ein »Fest des Lebens«, auf dem sogar Insekten singen, eine Schildkröte mit irgendwelchen lateinischen sakramentalen Formeln auftritt und sogar, wenn ich mich recht erinnere, ein singendes Mineral, das heißt ein schon ganz und gar unbelebter Gegenstand. Überhaupt wird ununterbrochen gesungen, und wenn man sich unterhält, so streitet man irgendwie unbestimmt, jedoch wiederum mit einer Nuance höherer Bedeutung. Schließlich verwandelt sich die Bühne abermals und zeigt eine wilde Gegend, wo zwischen Felsen ein einsamer zivilisierter Jüngling wandelt, der irgendwelche Gräser pflückt, um an ihnen zu saugen; auf die Frage einer Fee, warum er an diesen Gräsern sauge, gibt er die Antwort, er suche, an des Lebens Überfülle leidend, Vergessen und finde es im Saft dieser Gräser; aber sein Hauptbegehren sei, so bald wie möglich sich des Verstandes zu entledigen (ein Begehren, das möglicherweise schon überholt ist). Plötzlich kommt ein Jüngling von unbeschreiblicher Schönheit auf einem Rappen hereingeritten. Ihm folgt die fürchterliche Menge sämtlicher Völker. Der Jüngling stellt den Tod vor, und alle Völker lechzen nach ihm. Schließlich, in der allerletzten Szene, erscheint der Babylonische Turm, irgendwelche Athleten führen ihn mit dem Lied einer neuen Hoffnung seiner Vollendung entgegen, und sobald die Spitze vollendet ist, ergreift der Herrscher, sagen wir, des

Olymps als lächerliche Figur die Flucht, und die aufgeklärte Menschheit beginnt, nachdem sie sich seines Platzes bemächtigt hat, augenblicklich ein neues Leben mit einem neuen Wissen um die Dinge. Nun, und eben dieses Poem wurde damals als gefährlich befunden. Ich habe im vorigen Jahr Stepan Trofimowitsch vorgeschlagen, es zu veröffentlichen, da heutzutage niemand seine Harmlosigkeit in Frage stellen würde, aber er lehnte den Vorschlag sichtlich verstimmt ab. Meine Ansicht, die Harmlosigkeit seines Werkes sei unbezweifelbar, hatte ihm offenbar mißfallen, und diesem Umstand schreibe ich sogar jene Kühle zu, mit der er mich volle zwei Monate lang behandelte. Aber siehe da – plötzlich und fast zur selben Zeit, da ich ihm vorschlug, es hier zu drucken, wurde unser Poem *dort* gedruckt, das heißt im Ausland, in einer der revolutionären Anthologien, und zwar ohne Wissen und Zutun Stepan Trofimowitschs. Zuerst war er erschrocken, eilte zum Gouverneur und schrieb einen äußerst noblen Rechtfertigungsbrief nach Petersburg, den er mir zweimal laut vorlas, aber nicht abschickte, da er nicht wußte, an wen er ihn adressieren sollte. Kurz, er verbrachte einen ganzen Monat in hellster Aufregung; ich bin jedoch überzeugt, daß er in den geheimsten Winkeln seines Herzens sich außerordentlich geschmeichelt fühlte. Auch nachts konnte er sich von dem ihm zugestellten Exemplar der Anthologie nicht trennen, und am Tage versteckte er es unter der Matratze, weshalb er der Aufwartefrau verbot, sein Bett zu machen, und obwohl er täglich von irgendwoher irgendein Telegramm erwartete, blieb seine Miene hochmütig. Ein Telegramm traf nie ein. Damals söhnte er sich auch mit mir wieder aus, was von der außerordentlichen Güte seines sanften und nicht nachtragenden Herzens zeugte.

ICH will ja nicht sagen, daß er überhaupt gar nicht zu leiden gehabt hätte, ich bin jetzt nur endgültig davon überzeugt, daß er über seine Araber nach Belieben hätte weiterlesen können, wenn er nur die erforderlichen Richtigstellungen abgegeben hätte. Aber er war damals ambitioniert und beschloß allzu überstürzt, sich selber ein für allemal einzureden, daß seine Karriere durch den »Wirbelsturm der Umstände« endgültig zerstört sei. Wenn man jedoch die ganze Wahrheit sagen soll, so war der wirkliche Grund, der seine Karriere in eine andere Richtung lenkte, der frühere und nun wiederholte, ausnehmend zartfühlende Antrag Warwara Petrowna Stawroginas, der sehr vermögenden Gattin eines Generalleutnants, die Erziehung und die gesamte geistige Entwicklung ihres einzigen Sohnes in die Hand zu nehmen, als hoher Mentor und Freund, ganz zu schweigen von dem glänzenden Honorar. Dieser Antrag wurde ihm zum ersten Mal in Berlin gemacht, und zwar gerade zu der Zeit, als er zum ersten Mal Witwer geworden war. Seine erste Gattin war eine leichtsinnige junge Dame aus unserem Gouvernement gewesen, die er in seiner frühen gedankenlosen Jugend geheiratet hatte, worauf er mit dieser übrigens anziehenden Person viel Kummer ausstehen mußte, da seine Mittel zu ihrem Unterhalt nicht ausreichten, und auch noch aus anderen, zum Teil sehr delikaten Gründen. Sie verstarb in Paris, nachdem sie die letzten drei Jahre getrennt von ihm gelebt hatte, und hinterließ ihm einen fünfjährigen Sohn, »die Frucht der ersten frohen, noch ungetrübten Liebe«, wie Stepan Trofimowitsch einmal in meiner Gegenwart sagte, als er besonders melancholisch gestimmt war. Der Sprößling wurde sofort nach Rußland geschickt, wo er für die ganze Zeit der Obhut irgendwelcher entfernten Tanten tief in der Provinz anvertraut wurde. Stepan Trofimowitsch schlug damals Warwara Petrownas Antrag aus und heiratete sehr bald zum zweiten Mal, sogar vor Ablauf eines Jahres, eine Deut-

sche, eine sehr schweigsame kleine Berlinerin, und zwar, was die Hauptsache war, eigentlich ohne jede besondere Notwendigkeit. Aber außer diesem Grund gab es noch anderes, das ihn veranlaßt hatte, die Stellung eines Erziehers abzulehnen: Er ließ sich von dem weithin schallenden Ruhm eines unvergeßlichen Professors verlocken und schwang sich ebenfalls zum Katheder empor, für das er sich gerüstet hatte, um auch die eigenen Adlerfittiche zu erproben. Und nun, schon mit versengten Schwingen, erinnerte er sich natürlicherweise an den Antrag, der ihn auch schon früher in seinen Entschlüssen schwankend gemacht hatte. Der plötzliche Tod seiner zweiten Gattin, die kaum ein Jahr an seiner Seite gelebt hatte, gab den Ausschlag. Ich sage es ohne Umschweife: Das alles Entscheidende war die glühende Anteilnahme und die unschätzbare, sozusagen klassische Freundschaft Warwara Petrownas, wenn man für eine Freundschaft diesen Ausdruck gebrauchen darf. Er warf sich in die Arme dieser Freundschaft, und sie sollte mehr als zwanzig Jahre Bestand haben. Ich habe den Ausdruck »er warf sich in die Arme« gebraucht, aber Gott bewahre jedermann davor, etwas Ungehöriges oder Müßiges dabei zu denken; diese Arme sind lediglich im höchst moralischen Sinne zu verstehen. Das feinste und zarteste Band vereinte diese beiden so ausgezeichneten Wesen – für ewig.

Die Stelle des Erziehers wurde auch noch deshalb angenommen, weil das kleine Gut, das Stepan Trofimowitschs erste Frau hinterließ – ein sehr kleines Gut –, unmittelbar an Skworeschniki angrenzte, die prächtige Besitzung in Stadtnähe, die den Stawrogins in unserm Gouvernement gehörte. Außerdem eröffnete sich ihm nun die Möglichkeit, in der Stille einer Studierstube, nicht abgelenkt von den mannigfaltigen Aufgaben des Universitätslebens, sich ausschließlich der Wissenschaft zu widmen und die vaterländische Literatur durch profundeste Studien zu bereichern. Irgendwelche Studien kamen nicht zustande, dafür kam die Gelegenheit zustande, sein ganzes übriges Leben, das heißt mehr als zwanzig Jahre

lang, als »Fleisch gewordener Vorwurf« vor dem Vaterlande dazustehen, entsprechend den Versen eines Dichters des Volkes:

Als Fleisch gewordener Vorwurf

...

Standest du vorm Vaterlande,

Ein Liberaler und Idealist.

Aber die Persönlichkeit, die von dem Dichter des Volkes geschildert wird, hat möglicherweise das Recht, zeitlebens in dieser Pose zu verharren, wenn sie nur Wert darauf legt, trotz der damit verbundenen Monotonie. Unser Stepan Trofimowitsch dagegen war, um bei der Wahrheit zu bleiben, nur ein Imitator solcher Persönlichkeiten, überdies ermüdete ihn das Stehen, und er legte sich so manchesmal auf die Bärenhaut. Gleichviel, auch auf der Bärenhaut blieb die Verkörperung des Vorwurfs unverändert – das muß gerechterweise gesagt werden, zumal es für die Provinz vollkommen genügte. Man hätte ihn bei uns im Club sehen sollen, wenn er sich an den Spieltisch setzte. Seine ganze Erscheinung sprach dann förmlich: »Karten! Ich setze mich mit euch zum Jeralasch! Ist denn das passend? Wer ist denn schuld daran? Wer hat mein Wirken jäh unterbrochen und es in einen Jeralasch verwandelt? Nun denn, mag also Rußland zugrunde gehen!« Und mit großartiger Geste spielte er Cœur aus.

In Wirklichkeit spielte er für sein Leben gern Karten, wegen er besonders in der letzten Zeit immer häufiger unangenehme Scharmützel mit Warwara Petrowna zu bestehen hatte, zumal er ständig verlor. Aber davon später. Ich möchte nur noch hinzufügen, daß er sogar Gewissen hatte (das heißt manchmal) und deshalb oft trauriger Stimmung war. Im Verlauf der zwanzigjährigen Freundschaft mit Warwara Petrowna brach er regelmäßig drei- bis viermal jährlich unter, wie wir es nannten, »bürgerlichem Schmerz« zusammen, das heißt ein-

fach, ihn befiel eine Hypochondrie, aber unser Ausdruck gefiel der hochgeschätzten Warwara Petrowna besser. Im Lauf der Zeit befiel ihn außer dem »bürgerlichen Schmerz« auch der Durst nach Champagner, aber die wachsame Warwara Petrowna behütete ihn sein ganzes Leben lang vor allen trivialen Neigungen. Und er war ja auch auf eine Kinderfrau angewiesen, da er sich mitunter sehr sonderbar benahm: Mitten im erhebednsten Weltschmerz brach er plötzlich in das profanste Gelächter aus, und es gab Augenblicke, in denen er sich sogar über sich selbst im humoristischen Sinn äußerte. Nichts aber fürchtete Warwara Petrowna mehr als humoristischen Sinn. Sie war eine Frau der Klassik, eine Frau des Mäzenatentums, die immer und ausschließlich nach höheren Gesichtspunkten handelte. Der zwanzig Jahre währende Einfluß dieser hohen Dame auf ihren armen Freund war kapital. Von ihr sollte gesondert berichtet werden, was ich auch tun will.

III

Es gibt sonderbare Freundschaften: zwei Freunde zerfleischen sich beinahe, ihr ganzes Leben lang, und sind dennoch außerstande, sich zu trennen. Eine Trennung ist sogar gänzlich unmöglich: Der Freund, der, dieser Verbindung überdrüssig, sie zerreißt, wird als erster krank werden und vielleicht sterben, wenn es so weit kommt. Ich weiß definitiv, daß Stepan Trofimowitsch mehrfach und gelegentlich nach vertraulichen Ergießungen unter vier Augen plötzlich, nachdem Warwara Petrowna gegangen war, vom Diwan aufgesprungen ist und mit den Fäusten gegen die Wand getrommelt hat.

Das geschah keineswegs allegorisch, sondern er hat einmal sogar den Putz von der Wand geschlagen. Vielleicht wird man fragen: Wie konnte ich eine solch heikle Einzelheit in Erfahrung bringen? Und wenn ich gelegentlich Augenzeuge gewesen wäre? Und wenn Stepan Trofimowitsch persönlich mehr-